

Pappistan

Mythos und Wirklichkeit

Auszüge zum Themenabend der Ausstellung: Pappies – Portraits auf Pappe
„Durchs unbekannte Pappistan“ am 26.07.2007

Geschichte des bald 140 Jahre alten Papptellers – unbekannter Alltagsklassiker
Strömungen in der gegenwärtigen Kunst zum Thema „Pappe und Imbiss“
Pappistan zwischen „Realistan“ und Absurdistan“ – geografische Lage und Landestypisches.
Mythos aus Pappistan
Das Wesen des Portraits

Zur Geschichte des Papptellers.

Versetzen wir uns in die Mitte des 19. Jh. - Durch die Industrialisierung veränderten sich nahezu alle Strukturen, die seit Jahrhunderten zum vertrauten Leben der Menschen gehörten – auch die Kaufgewohnheiten. Seit dem Mittelalter deckten die Kunden ihren Bedarf - der im wesentlichen durch Nahrung, Kleidung und Wohnung bestimmt war – beim Hausierer, beim nächsten Krämer, beim Nahrungsmittelhöker, beim Bäcker oder Metzger ein.

Im Laufe des 19. Jahrhundert wurden Angebot und Nachfrage zunehmend differenzierter. Die Berufsstände der Krämer und Höker wurden durch den des Kaufmanns abgelöst und in den Grossstädten entstand mehr und mehr der Fachhandel: Konfiserien, Genußmittel, Kräuter, Gewürze, Delikatesswaren , Arzneimittel und Sämereien wurden dort angeboten. Für diese Waren wurde vermehrt Verpackungsmaterial wie Tüten und Beutel benötigt. Diese wurden zum größten Teil aus bedrucktem Papier hergestellt, daß damals noch aus Hadern also Lumpen gemacht wurde. Hadern waren oft Mangelware und Papier als Verpackungsmaterial deshalb kostbar.

So kam es, daß bereits ein Brief oder ein Buch als Ausgangsmaterial für Tüten und Beutel diente.

Heinrich Heine beklagte sich schon 1827 über diese Zweckentfremdung seiner Bücher. Auch bei Cyrano de Bergerac findet sich eine Szene, in der ein Bäcker hilflos zuschaut, wie seine Frau die von ihm frischverfassten Gedichte als Einwickelpapier für hauseigene Patisserie verwendet.



Immer wieder gab es also bei der Papierherstellung Engpässe. Bereits um 1700 suchte man nach Alternativen für die Hadern. Man orientierte sich danach, wie die Wespen aus Pflanzenfasern sehr feines Papier machten.

Ende des 18. Jh. führte man umfassende Experimente durch, um Papier aus Pflanzenfasern oder Holz zu gewinnen. Diese Verfahren zur Papierherstellung aus Pappelwolle, Moos, Hopfen, Weinreben, Disteln, Brennnesseln, Kartoffelpflanzen, Torf, Tannenzapfen und Sägespänen ergaben aber kein qualitativ gutes Papier und wurden deshalb von den Papiermüllern nicht verwendet.

Gottlob Keller erfand 1843 das Verfahren zur Herstellung von preisgünstigen Papier, indem er auf einem Schleifstein Holz in Faserquerrichtung mit Wasser zu „Holzschliff“ verarbeitete.

Das Verfahren wurde wenig später verfeinert und seit etwa 1850 wurde der Holzschleifer eingesetzt, mit dem die Papierherstellung aus dem preiswerten Rohstoff Holz im industriellen Maßstab möglich wurde. Erzeugnisse aus Papier, Karton und Pappe wurden erschwinglich.

Im Jahre 1867 befaßte sich der Buchbindemeister Hermann Henschel aus Luckenwalde in Südbrandenburg erstmalig mit der Herstellung von Papptellern. – Angeregt durch eine ärztliche Abhandlung über unhygienische Verpackungen von Lebensmitteln in Zeitungspapier– vielleicht auch, weil er der Druckerschwärze auf Fisch und Fleisch überdrüssig war, experimentierte er in seiner Buchbindewerkstatt. Durch die Erfindung des neuen Kartonmaterials, war es ihm jetzt möglich, Pappteller wie Waffeln in einer Messingform zu prägen.

Geeignete Prägepressen standen jedoch zunächst nicht zur Verfügung, so daß das Papier anfangs mühsam eines nach dem andern auf seiner Werkstattpresse geprägt wurde. Nach seinen Vorstellungen ließ er wenig später eine Maschine anfertigen, die eine Massenherstellung in Luckenwalde ermöglichte. Das Produkt erfreute sich großer Nachfrage.

Zu meiner großen Überraschung erhielt ich noch Abbildungen von seltenen Pappteller aus der Jugendstilzeit. Sie fallen durch ihre feinen Detailarbeiten in den Prägungen auf. Die meisten Jugendstil-Exemplare mit schönen Illustrationen aus der Luckenwalder Papierfabrik wurden nach der Wende leider einfach „entsorgt“.

Ausserdem hier eine Abbildung aus dem Museum Luckenwalde von einer alten Prägeform. Die hier gezeigten „Pappen“ werden nachher ausgestellt. Sie können ihre Details dann nochmals genauer anschauen.

Pappteller finden bis heute noch großen Anklang. Erstaunlich ist, daß ihre Form bis zum heutigen Tage nicht verändert wurde.



Pappdeckel aus dem Jugendstil
Heimatmuseum Luckenwalde



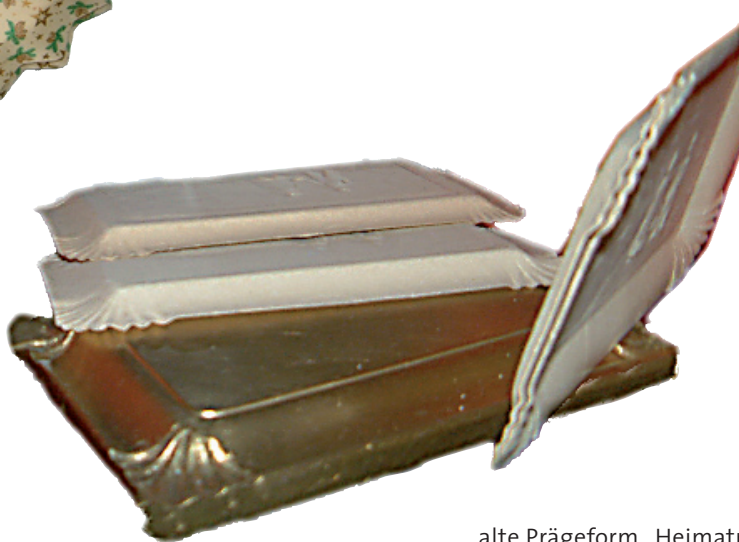
Pappdeckel aus dem Jugendstil
Rheinisches Papiermuseum,
Bergisch-Gladbach



Pappdeckel aus der DDR-Zeit



Ölportrait des Erfinders
Hermann Henschels



alte Prägeform, Heimatmuseum Luckenwalde



Im Jahre 1867 befaßte sich der Gründer unseres Betriebes, der Buchbindermeister Henschel, angeregt durch eine örtliche Abhandlung über die hygienische Verpackung von Lebensmitteln in Zeitungspapier, erstmalig mit der Herstellung von Papptellern.

Entscheidend hierfür war, daß Gottlob Keller aus Hainichen/Sa. im Jahre 1843 den Halzschild erfand und sich damit eine Rohstoffquelle für die Herstellung von Erzeugnissen aus Papier, Karton und Pappe ergab.

Dem Buchbindermeister Henschel gelang es nach schwierigen und längeren Versuchen, aus diesem Material Pappteller zu formen. Geeignete Prägpresen standen jedoch zunächst nicht zur Verfügung, so daß die ersten Pappteller auf einem normalen Buchbinder-Balancier geprägt wurden. Wegen des Baus entsprechender Prägpresen für die Herstellung von Papptellern trat deshalb Buchbindermeister Henschel mit der Firma Krause, Leipzig, in Verbindung. Nach seinen Angaben und Hinweisen erfolgte erstmalig der Bau von Handkniehebelpressen für die Produktion von Papptellern, und die Massenherstellung derartiger Erzeugnisse konnte aufgenommen werden.

Im Jahre 1950 wurde der Betrieb in das Volkseigentum übernommen.

Nachdem der Pappteller in seiner vielfältigen Form als verhältnismäßig billiges Verpackungsmittel seit Jahrzehnten großen Anklang gefunden hat, konnte der ständig steigende Bedarf für Inland und Export mit dem vorhandenen Maschinenpark nicht mehr gedeckt werden.

Auf technischem Gebiet war ein großer Rückstand zu verzeichnen, vor allem mußte die anstrengende Prägearbeit an den Handkniehebelpressen abgeschafft werden. Es folgte die Revolverpresse (mit Handanlage und Abnahme), der Halbautomat (mit Handanlage und automatischer Stellung) und im Jahre 1964 wurde der erste Vollautomat für die Produktion von Papptellern in unserem Betrieb eingesetzt. Hiermit war jedoch der Höchststand der Technik noch nicht erreicht, da auf dem Vollautomaten nur zugeschnittene Pappe verarbeitet werden konnte.

Durch die Initiative unseres Betriebes gelang es, einen Pappteller-Automaten von der Rolle arbeitend zu entwickeln, der den zurzeit höchst Stand der Technik darstellt und seit Ende 1966 zur Steigerung der Produktion, unseres Betriebes beiträgt.

Unser Lieferprogramm umfaßt:

Pappteller in verschiedenen Formen und Größen, beste Geschenkeller, Teller und Assietten aus Alu-Folie, Tüten und Beutel, Butterbrotpapier.

Eine Jubiläumsschrift der Luckenwalder Papierverarbeitungswerke



Die Stadt Luckenwalde ist heute noch stolz auf diese Innovation in Sachen Einweggeschirr und den weitreichenden Konsequenzen.

Ich zitiere hierzu Roman Schmidt – den Leiter des Luckenwalder Heimatmuseums:
„Ohne Luckenwalde kein McDonald’s!“

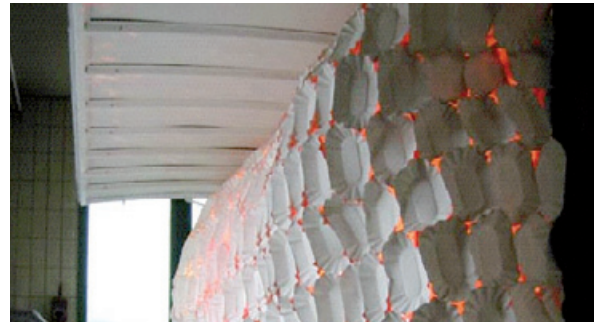
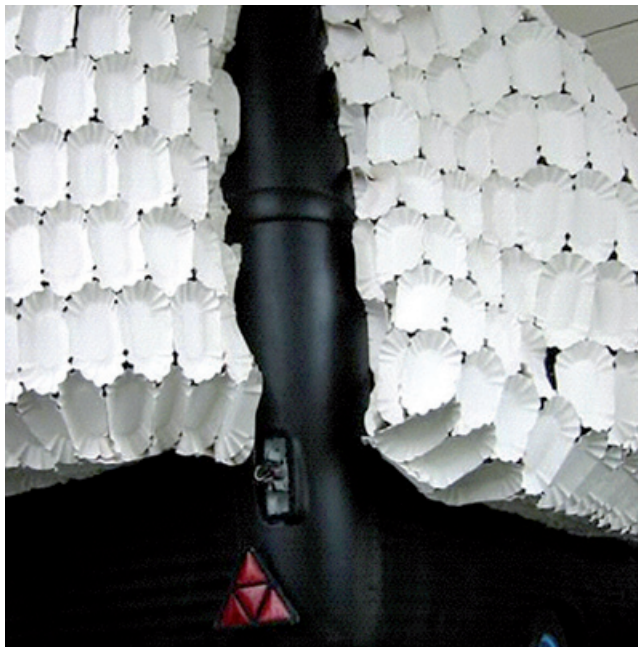
Quelle:
Heimatmuseum Luckenwalde

Zeitgenössische Papp-Art

Als aktuelles Papp-Projekt stellt sich der „imbissimImbiss“ des Bildhauers Christoph Leopold aus München dar, der aus einem alten schwarz gestrichenen Imbisswagen mit aufgeklebten Pappschalen besteht.

Christoph Leopold schreibt dazu:

„Die räumliche Beschränkung des Wagens ermöglicht den intensiven Blick auf das sich im Innern befindende Kunstobjekt. Wie bereits der Begriff „Kunstimbiss“ impliziert, entsteht dort somit ein Spannungsfeld zwischen der so genannten Hoch- und Subkultur.“



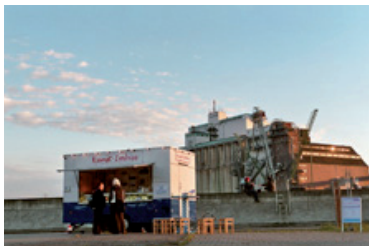
Kunstimbisswagen in Hamburg

Döner, Pommes und Currywurst sucht man an diesem Imbiss vergebens. Hier gibt es Futter für Kunsthungrige. Das „ambulante Kunstversorgungsduo“ Reiß & Kohl besuchen mit dem Kunstimbisswagen Hamburger Straßen und Plätze.

Die mobile Kunstbude präsentiert Werke von über 100 Künstlern. Als Beilage werden aktuelle Hintergrundinformationen über die Künstlerinnen und Künstler der Stadt gereicht.

www.kunst-imbiss.de

Kunstimbisswagen in Hamburg



www.kunst-imbiss.de



Pappistan

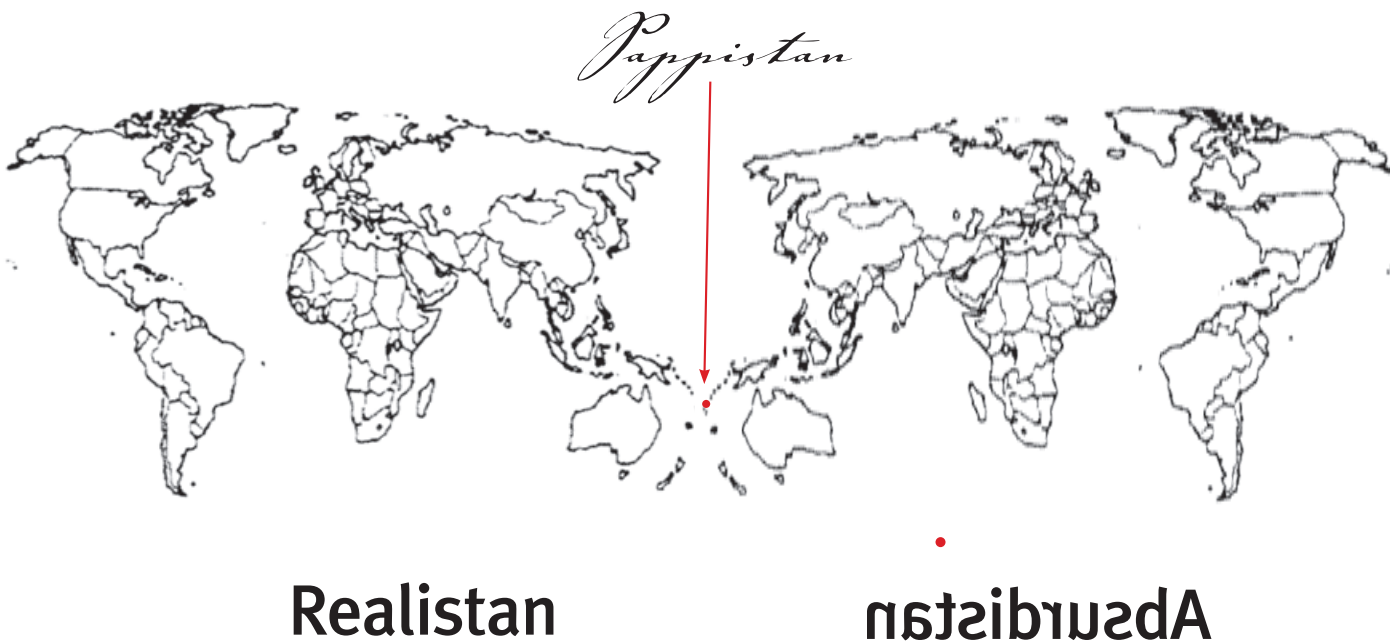
Die wichtigste Frage lautet natürlich : wo liegt Pappistan.

Ein Besucher dieser Ausstellung ordnete Pappistan spontan der Ukraine zu.

Nahe liegend ist der Bereich Mittel- und Vorderasien, da es dort sehr viel Länder mit der Endsilbe „stan“ gibt. „Stan“ bedeutet Land.

Geografisch gesehen liegt Pappistan genau zwischen den Ländern Realistan und Absurdistan.

Absurdistan deutlich erkennbar als die seitenverkehrte Welt von Realistan. In alten Atlanten findet man für dieses Gebiet gelegentlich noch den Begriff „Terra inversa“, d.h. verkehrte Welt.





Um Pappistan zu verstehen, ist die Kenntnis ein paar entscheidender – wenn auch absurd anmutender Gesetze notwendig.



Kopieren nicht erlaubt

Die pappistanische Verfassung hat schwerpunktmäßig das Urheberrecht ins Zentrum ihrer Republik gestellt. Durch eine inflationäre Bilderflut wurden die Seh- und Hörgewohnheiten der 304 Bewohner gravierend verändert. Dem Original wurde nicht mehr ausreichende Aufmerksamkeit gewidmet. Kommunikation war nur noch reduziert mit Fotos und einer sms-artigen Sprache möglich.



Fotografieren nicht erlaubt

Durch Volksabstimmung von 2003 wurde die besondere Schutzbedürftigkeit von Unikaten in Kunst & Handwerk beschlossen. Fotografieren und Kopieren wurden weitgehend verboten bzw. mit hohen Abgaben belegt. Auch das Verbot Kunstwerke horizontal zu betreten ausgesprochen. Desweiteren ein Essverbot von Pommes und Kuchen in der Staatsgalerie Pappistans und den Kunstschutzgebieten ausgesprochen.



FastFood in den Galerien untersagt

Die besondere Schutzbedürftigkeit der Kunst umfasst insbesondere die Kunst des Erzählens und die Kunst der Portraitmalerei. Wichtiger Grundsatz ausserdem: Kunst darf ausserdem nicht brotlos sein. Jeder Bäckerei und jeder Imbisswagen führt in ihrem Sortiment eine kleine Auswahl von Miniportraits auf Pappe.

Es gibt ungefähr 12 kleine mobile Kunststationen, die im Land verteilt umherfahren. Dort ist die Versorgung von Pappistans Bevölkerung mit Kunst, Künstlerbedarf und jeweils einem Erzähler gesichert.



Kunstwerke nicht horizontal betreten

Wie schaut so eine Kunststation in Pappistan aus?

Es war uns leider nicht möglich eine Ausnahmegenehmigung fürs Fotografieren zu erhalten. Deshalb hier nur zwei Skizzen, um zu zeigen, wie der Ablauf eines pappistanischen Kunstimbiss funktioniert. Die Kunststationen sind umgebaute Imbissbuden. In den Farbspendern auf der Theke werden die vier Grundfarben angeboten. Der, die Besucherin drückt einfach seine gewünschte Farben- (Farben seiner Gemütslage oder seine Lieblingsfarben) auf einen leeren Pappteller. Dieser wird dann dem Maler hinter der theke übergeben. Ein Portrait entsteht. Spontan oder auch in mehreren Sitzungen. Der Besucher oder die Besucherin findet in der Kunststation ideale Bedingungen vor, um eine kurze Auszeit zu nehmen und zu reflektieren und zu kommunizieren.

Verschiedene Portrait werden angeboten wie z. B.

- Portrait 3 min (expresso)
- Portrait rot weiss
- Portrait schwarzweiss
- Portrait farbig
- Portrait mit einer Stilrichtung
- HalbPortrait
- Ganzportrait
- Monatsportrait
- Jahresportrait
- Paarportrait
- Familienportrait
- Portrait mit Tier/ Gegenstand



Mythos von Pappistan

Am Anfang war eine Frau.

Die heimatlose Urfrau saß träumend am Meer und das Wasser stieg im Atem des Ozeans. Die Urfrau saß auf einem Felsen. Die steigende Flut umspülte ihre Füße, umschloss den Stein, auf dem sie sass, kletterte höher und höher, bis sie die Kniee der Urfrau berührte. Das Wasser hörte auf zu steigen und das Meer hielt den Atem an.

Kleine Wellen plätscherten um den Felsen und die Urfrau herum.

Bewegungslos schaute sie auf das Wasser und in jedem Glitzern und Leuchten, in jedem Schatten der kleinen Wellen sah sie etwas. Nein nicht etwas, sondern ... Augen - Köpfe - Nasen - Farben - Münder. Und die Münder flüsterten, riefen, schrien, lallten, sangen ihr etwas zu. War es ein Fragen? War es ein Stöhnen? Ein Rufen? „Wowowowo“ hörte die Urfrau heraus und: „urururur“. Ja, waren das Kindergesichter, Menschengesichter, Wesen, die eine Sprache hatten?“ Papapapa“ klatschte es an ihre Waden und an den Felsen. Und der Wind säuselte um ihren Kopf:“ Sosososo“. Und die Urfrau rutschte vom Felsen in die Flut. Sie verlor das Bewusstsein. Als sie erwachte, war sie von buntem Volk umgeben. Es jubelte, rief, schaute und schielte, glotzte und grinste und sie hoben die nasse Gestalt aus dem Schlick und riefen „Pappi - Pappi - Urpappi ist da!“

Da sah die Urfrau an sich herab und erschrak: Sie hatte ihre weichen Rundungen nicht mehr und nicht nur das: Sie hatte sogar etwas Neues dazu gewonnen an ihrem Leib. Sie war ein Mann geworden. Oje.

Als Urmann, der aus Schlick von Erde und Meer zu ihnen gekommen war, wurde sie/er verehrt wie ein Gott.

Das Volk war eigenartig. Männer und Frauen gab es nicht so wie bei uns heute: Ihr Geschlecht war meistens nicht so genau ersichtlich. Sie waren bunt gekleidet und trugen ausdrucksvolle Mienen zur Schau. Auffällig war, dass sie keine Masken trugen, sondern zeigten, was sie grade beschäftigte oder was mit ihnen umging.

Und was taten und trieben sie den Tag lang und in der Nacht? Sie spielten ein Spiel, das sie alle zu verbinden schien. wie nach einem geheimen Zusammenhang, der aber nicht zu durchschauen war. Sie mochten die Arbeit nicht, weswegen sie Fremde beschäftigten, die in ihren Wäldchen arbeiteten, die ihr Land pflügten, Holz schlugen und verarbeiteten. Wozu? Ihr wisst es!

Aber der Urpappi bekam es erst heraus, als er begann, die Institutionen seines Reiches zu besichtigen. Da gab es auch ein Museum für Kunst ... ein Portrait-Museum. Dort machte er eine gewaltige Entdeckung, die ihn schwer erschütterte: Sein eigenes Portrait hing an zentraler Stelle. „Unerhört“ dachte der Urpappi - sie haben es gemacht, ohne mich zu fragen. Sie haben einfach mein Antlitz auf Pappe gemalt und es hier zur Schau gestellt. Urpappi riss es von der Wand, sah sich um - keiner da - und machte sich davon. Er wollte zu seinem Tempelpalast - aber der Weg war versperrt, sodass er einen grossen Umweg machen musste. Dabei kam er zum Meer und es fiel ihm ein, dass dort dieses schändliche Bild am leichtesten zu vernichten wäre.

Es war gerade der Augenblick, wo das Meer einhält zwischen Ebbe und Flut. Urpappi tapste in den Schlick. Weiter draussen wollte er sein Bild von Pappi zerreißen und die Schnipsel dem alles verschlingenden Ozean übergeben. Doch er verlor schnell den Boden unter den Füßen und wurde in einen Priel mit reißennder Strömung gezogen. Urpappi verlor das Bewusstsein. Als er erwachte, lag er im Schlick vor einem Felsen an der Küste. Er presste etwas an die Brust, und das drückte ihn sehr, und als er an sich herabsah, hatte er das Pappbild an sich gedrückt. Seine Brüste waren angeschwollen und das Bild drückte schmerzlich. Er sah an sich herab - und die Urfrau erkannte sich wieder. Das Bild war nass und gefährdet, aber es war zu erkennen: Urpappi auf Pappi mit Rahmen.

Urfrau und Urpappi trockneten in der Sonne und als das Wasser wieder gestiegen war, badete sie sich im Meer.

Sie schwamm in den vielen Reflexen auf dem Wasser und genoss die Flut um sich herum. Sie sah tausend kleine Gesichter, Augen, Münder, in tausend Farben. Und es plätscherte „papapapapapapap“. Die Urfrau stieg aus dem Wasser, nahm Urpappis Pappbild und schuf ein Bilderreich: Pappistan. Später kamen die Utopisten und Märchenerzähler, was dasselbe ist, und gaben dem Land einen Mythos als Quellort für eine bessere Zukunft: Die Sicherung der rechtlichen Gleichheit durch einheitlichen Hinter- und Urgrund, Freiheit des Individuums, erkenntlich im Ausdruck des Portraits, Brüderlichkeit durch Ausstellen in gleicher Augenhöhe und Verwendung der Verkaufserlöse für weitere Kunstproduktionen der Urfrau.

Micaela Sauber September 2007

Über das Portrait – Auszug aus einer Rede von Birgit Orlowski

„Ich glaube, eine Rede übers Portrait zu schreiben ist fast genauso schwer, wie das Malen oder Zeichnen eines Portraits.

Wie fange ich am Besten an? Wie erkläre ich Besuchern dieser Finnisage, was ein Portrait ist?
Was an Arbeit und Wissen dahinter steckt?

Da fiel mir zunächst einmal ein Blatt ein, das ich vor Urzeiten im Kunstunterricht von meinem Lehrer bekam. Überschieden ist es mit folgendem: „ 11 Hinweise zum Portraitzeichnen: Die richtigen Proportionen.“ (siehe Blatt)

1. Die Augenhöhe liegt auf der Hälfte der Strecke zwischen Kinn und Schädeldecke.

2. Die senkrechte Mittelachse stellt eine Konstruktionshilfe dar: Sie geht durch die Nasenwurzel, die Mitte der Lippen und das Kinn. Augenhöhe und Mittelachse bilden immer einen rechten Winkel – unabhängig von der Kopfneigung.

3.....

Können Sie noch folgen? Wollen Sie noch mehr hören? Lieber nicht, oder?

Wen es interessiert, ich habe ein paar Kopien mitgebracht. Da können Sie sich nachher bedienen und zu Hause mit ihrem Partner üben.

Das klingt so wie eine Art Kinder-Überraschungsei-Bastel-Anleitung. Die kennen Sie doch alle, oder?

Alles ganz einfach: Nur ein bisschen Geometrie. Ein bisschen handwerkliches Geschick und wenn man sich an die Anweisung des Wie-baue-ich-ein-Portrait-auf hält, dann ist im Handumdrehen fertig.

Wahrscheinlich ist Ihnen gerade durch den Kopf: Ach, siehste, hab´ ich mir doch gleich gedacht. Alles keine Kunst. Und morgen kaufe ich Pinsel, Pappdeckele und Farbe und dann wird portraitiert.

Ich muss sie enttäuschen, Technik ist nicht alles. Leider gehört dann doch eine Menge mehr dazu, als diese 11 Hinweise zu beachten.

„Aber“, dachte ich mir, „vielleicht hilft ja dieses Buch weiter.“

Dieses Riesenwerk hat mir Ute mitgegeben. Es heißt: „Das Portrait in der Malerei“ und ist von Andreas Beyer. Ein wunderschönes Werk. Mit wunderschönen Portraits. Aus der Antike, dem Mittelalter, der Renaissance, dem 16., 17., 18., 19. Jahrhundert. Aus der Moderne, dem 20. Jahrhundert.

Und da steht wirklich alles drin.

Ich stellte mir die Frage: Klasse! Und wie soll man jetzt 400 Seiten Hochglanz und kunsthistorisches Wissen in 5 Minuten Redezeit packen?

Hier jetzt das Wichtigste in Kürze:

Der Begriff Portrait kommt aus dem Französischen und das wiederum hat – man ahnt´s schon - wiederum seinen Ursprung natürlich im Lateinischen (protrahere und retrahere) und bedeutet:

Das Hervorziehen oder Herausziehen des Wesens.

Das eigentlich Unsichtbare soll auf dem Bildnis sichtbar gemacht werden.

Bis zum Ende des Mittelalters ging der Maler meist nicht von einer äußeren Ähnlichkeit aus, sondern er schuf aus seiner Vorstellung ein Idealbildnis oder einen allgemeinen Typus. Und kennzeichnete den Dargestellten dann durch Attribute wie: eine Inschrift, ein Wappen, durch ein Schwert oder durch Kleidung.

Man kennt´s von den Heiligendarstellungen:

Die sehen meistens alle gleich aus: langes Gewand, langer Bart und Heiligenschein.

Aber erst durch ihre Attribute erkennt man, wer genau gemeint ist.

Hier 2 kleine Beispiele:

1. Der Heilige Jacobus: Mit Pilgerhut, Pilgerstab und Muschel

2. Oder der Heilige Christopherus: Der Legende nach ist er ein Riese, der das Jesuskind durch einen Strom trug und von ihm getauft wurde.

Attribute sind also: Das Jesuskind auf der Schulter, Stab.

Das individuell ähnliche Porträt dagegen setzt eine wirklichkeitsnahe, lebensechte Kunst voraus: wie zum Beispiel: die Hellenistische, die Römische und die Europäische seit Beginn der Neuzeit.

Das Portrait war und ist es immer noch, eine der Hauptaufgaben in der Malerei.

Wir kennen sie alle, die Portraits, von Künstlern wie van Eyck, Dürer, Holbein, Raffael, van Dyck, Rubens, Rembrandt, Goya, Picasso, Dali und Beckmann.

Um nur einige wenige zu nennen. Hier in diesem Buch sind Werke von ihnen versammelt.

Die Portraitierten blicken einem stumm entgegen und sagen doch so viel.

Man sieht in ihre Augen, auf ihren Mund, auf das Décolleté.

Sie halten den Kopf mal seitlich. Oder man sieht ihr Profil. Von rechts.

Von links. Mal das Gesicht frontal. Direkt auf den Betrachter gerichtet. Mal ernst.

Mal mit einem geheimnisvollen Lächeln. Mal stolz. Mal mit festem Blick.

Mal traurig. Mal herausfordernd. Mal lasziv räkelnd.

Und weil es eben diese Künstler meisterhaft verstanden haben, das Wesen dieser abgebildeten Persönlichkeiten – seien sie real oder erfunden –herauszuarbeiten, haben sie für uns Betrachter das Unsichtbare sichtbar gemacht. Die Portaitierten sind lebendig geworden.

Und das ist dann das, was Technik und Handwerk erst zur Kunst werden lassen.

Ute Kledt bildet meist keine realen Persönlichkeiten auf ihren Pappdeckeln ab.

Sie gibt vorwiegend einzelne Typen wieder. Spielt mit Licht und Schatten. Mit verschiedenen Maltechniken und Malstilen. Und jeder von uns erkennt sofort, was für eine Art Mensch sich dort auf dem Pappdeckel widerspiegelt. Auch diese Portraits leben.

Das macht es eben so spannend von einem Pappy zum anderen zu gehen

Das Wesen des dort Abgebildeten zu entdecken.

Den lateinischen Namen des Pappies mit einer Geschichte in seinem Kopf weiter zu entwickeln.

Abzutauchen in eine andere Welt und diese, unsere, für kurze Zeit hinter sich zu lassen. Dem dort gemalten Individuum – sei es real oder erfunden - vor sich an der Wand hängend, Raum und Zeit geben, für einen kurzen Moment zu erwachen.

Vielleicht steht die Portraitmalerei dafür, dass das totgesagte Individuum im Zeitalter von Massengesellschaft und Globalisierung im Bildnis wieder heraufzubeschwören und festzuhalten ist.

Und deshalb wird sie wieder so bedeutsam für uns.

Ach, und was ich noch zum Schluss anmerken wollte:

Unter den Pappies versteckt sich auch ab und zu eine reale Persönlichkeit.

Haben Sie sich schon wiedererkannt?

Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit.“

Birgit Orlowski September 2007